



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Der Sohn des Freimaurer.

Der Sohn des Freimaurers

Von Anna Kahser — Nachdruck verboten!

(Fortsetzung)

Tante Elisabeth konnte kaum das Fest erwarten. Sie hatte Ruth Heltorf noch nicht ausschließlich für sich haben können. Sie war sehr begierig, Näheres über ihren Vetter Herbert zu hören.

Endlich nach dem Diner sah sie Ruth ganz allein an einem Seitentischchen sitzen und in einem Buche blättern. Maria stand mit Rudolf Mehren im Erker, über Kunstblätter gebeugt.

„Darf ich mich ein wenig zu Ihnen setzen, Fräulein Heltorf?“

„Bitte.“ Ruth legte das Buch weg.

„Wie geht's zu Hause? Wir hatten lange nichts von Ihnen und den verehrten Verwandten gehört.“

„Danke, wir sind zufrieden. Tante Mathilde läßt Sie besonders grüßen“, gab Ruth lächelnd Auskunft.

„Und was ich höre, Doktor Werner, ihr verehrter Vetter, hat sich der hohen Scholastik zugewandt?“

Der junge Architekt im Erker fuhr hastig herum, als der Name Werner fiel. Er sah Ruth Heltorf an, drängendes Fragen in den Augen. Aber er beherrschte sich und wandte sich scheinbar unbewegt Maria wieder zu.

Auch Maria hatte die Frage der Tante gehört und warf ihr einen bittenden Blick zu.

„Mein Vetter ist seit einiger Zeit Missionskandidat in L.“, gab Ruth ruhig Antwort und griff unbewußt wieder zu dem Buche. Ihre Finger bebten.

Aber die alte Dame war zu sehr interessiert, um abzulassen.

„Ist es dem jungen Herrn ganz plötzlich eingefallen? Ich meine, er war doch sehr lebensfroh, und von diesem Unglaublichen ist nie etwas verlautet. Maria hätte es mir sicher gesagt, da sie weiß, daß mich solches von jeher brennend interessierte.“

„Es mag ihm doch nicht über Nacht gekommen sein. Es liegt in seiner Art. Und sein Onkel, Tante Mathildes Bruder, war ja auch Missionar. Den letzten Ausschlag mag sein Freund Helmuth gegeben haben, der vor zwei Jahren Franziskaner wurde. — Welch wunderschönes Gemälde drüben! Ist es neu?“

Tante Elisabeth merkte, daß Ruth ablenken wollte.

„Es ist von einem jungen Künstler, der noch nicht recht warm sitzt. Mein Bruder fördert ihn sehr. Er ist einer unserer Besten. Wetterleuchten auf der Alm.“ Gefällt es Ihnen?

Ruth stand auf und trat zu dem Bilde über dem Flügel.

„Kannst du haben“, kam Maria dazu. „Da sitzt der Künstler bei Vater und Herbholz. Ein Tiroler Kind. Er hat das Wetterleuchten selbst auf hoher Alm erlebt, als Hütebub, wie er stolz erzählt.“

In Marias Gesicht war Verstimmung. Sie konnte sich Mehrens plötzliche Schweigsamkeit nicht erklären. Sie wirkte fast verletzend. Ihre letzte Frage, was er für einen Eindruck von ihrer Freundin Ruth Heltorf habe, hatte er ganz überhört.

Sie sah ihn zu ihrem Vetter treten, der eben zum Rauchkabinett ging, und sich ihm anschließen. Er war noch ernster als sonst. Er war und blieb ihr ein Rätsel. Einmal glaubte sie eine ganze Welt von Interesse und Verständnis in seinem immer etwas verhaltenen Blicke zu lesen, und in derselben Stunde lag eine Abwehr wie ein wahres Mysterium in seinen Augen, in seinem ganzen Wesen, daß sie sich mädchenstolz hinter himmelhohe Wälle hätte verbergen, das leiseste Interesse hätte tausendmal widerrufen mögen. In solchen Augenblicken fühlte Maria Birkholt erschauernd ein rätselhaftes Verhängnis auch über sich heraufziehen und ihr Herz und Seele und Leben umklammern, ohne daß sie sich dagegen zu wehren vermochte.

„Kennen Sie einen Dr. Werner, der Missionskandidat in L. ist?“ fragte Architekt Mehren seinen Freund Berthold, als sie im Rauchkabinett allein waren.

„Jawohl. Aber ich weiß nur, daß er einziger Sohn und Erbe des Wernerschen Namens, daß er ein überaus liebenswerter Kerl ist und von jeher mit seiner holden Kusine weitläufigen Grades, die mit ihm aufwuchs, sozusagen verlobt war. Auch daß sein alter Herr Logenbruder ist und zu diesem waghalsigen Schritte seines Einzigen wohl ein merkwürdiges Gesicht gemacht haben wird. Weiteres können Sie sich denken. Kennen Sie die Werners?“

„Den jungen Werner, ja. Ich traf ihn in — einer Gesellschaft. Habe aber seitdem nichts mehr von ihm gehört. Er interessierte mich.“

„Was sagt Fräulein Heltorf dazu?“ fragte Mehren nach einer Weile.

„Was sie dazu sagt, sieht ihr ein schlechterer Psychologe als ich auf hundert Meter Abstand an. Ein interessantes Menschenkind übrigens! Wir Männer können manchmal grausam sein. Meinen Sie nicht auch, Herr Kollege?“

Er sah Mehren vielsagend an. Der schien weit weg, merkte nichts.

„Soll mich wundern, ob meine Kusine sich für Herbolz oder für den ‚Wetterleuchter‘ Hertling entscheidet!“ versuchte er den andern durch einen Gewaltakt zur Wirklichkeit zurückzurufen.

Da sprang Mehren auf. „Was meinen Sie? Der Maler? Ich — verzeihen Sie — ich dachte gerade — ich habe den Kopf voll Pläne. Lassen Sie uns zu den andern gehen.“

Maria Birkholtz Gesicht leuchtete auf, als ihr Partner angeregter und lebenswürdiger als je zurückkam und sie in ein lebhaftes Gespräch zog.

„Ich fürchtete schon, Sie fühlten sich gar nicht wohl bei uns!“ sagte sie, und ein leiser Vorwurf klang durch.

„Mehr als wohl. So, daß ich wünschen möchte, dieses Fest möchte Ewigkeitsdauer haben.“

Er sah sie an, und ein Glücksstrom ging ihr durch und durch.

„Sie waren vorhin sehr ernst, ja betroffen, als meine Tante den Fall Werner erwähnte. Interessiert er Sie?“

„Allerdings. Der Name erinnert mich an ein — Erlebnis, das Sie aber kaum interessieren dürfte. — Tanzen Sie gern, gnädiges Fräulein?“

„Ich tanzte wenig in meinen bisherigen zwanzig Jahren, da ich dieser Unterhaltung nie viel Geschmac abgewinnen konnte. Und Sie?“

„Ganz meine Ansicht. Aber ob man sich heute ganz ausschließen darf? Wenn es Ihnen jetzt recht wäre?“

Eben schwebten die einladenden Klänge eines Walzers durch den Festraum. Sie mischten sich unter die tanzenden Paare. Maria fühlte, daß Mehren immer noch nicht bei der Sache war. Sehr bald schon ließ er ab und führte sie zum Erker. Setzte sich ihr gegenüber, stützte den Kopf in eine Hand und sah sie an. Maria senkte den Blick vor dem seinen. Sie fühlte, wie seine Seele tastend, suchend, fragend nach der ihren griff. Ein Schauer ging ihr durch Herz und Seele. In dieser Stunde wußte sie, ein Geheimnis war in Rudolf Mehrens Leben, das auch sie vielleicht in seinen Bann ziehen würde, wenn sie sich dem merkwürdigen Einflusse, den dieser Mann wie kein anderer vom ersten Begegnen auf sie ausgeübt hatte, nicht entziehen würde. Das aber — konnte sie nicht mehr.

Verwirrt griff sie nach der Goldtrodde der Portiere und ließ sie mechanisch durch die Finger gleiten.

„Sie sind mir noch eine Antwort schuldig, Herr Mehren“, sagte sie endlich leise, um etwas zu sagen. „Wie gefällt Ihnen meine Freundin Ruth Heltorf?“

„Da sind zu viele Rätsel, um sie in so kurzer Zeit zu lösen. Solchen Menschen

begegnet man nicht alle Tage. Hat sie irgendein ernstes Erleben gehabt? Sie sieht über ihre Jahre gereift aus.“

„Sie hörten ja, daß ihr Vetter ins Kloster gegangen ist. Sie galten allgemein als füreinander bestimmt. So etwas verwindet eine Ruth Heltorf nicht.“

„Was sagen Sie zu Dr. Werners Beruf?“ Er sah sie dunkel an.

„Ich bin ganz Bewunderung. Heldentum ist das! Und doppelt von einem jungen Menschen wie Herbert Werner, dem die ganze lachende Welt zu Gebote stand. Und dazu eine Ruth Heltorf.“

„Was würden Sie von einem Menschen sagen, der dieses Ideal erwählte und auf halbem Wege umkehrte?“ fragte er verhalten und sah sie an, als erwarte er einen Gerichtspruch aus ihrem Munde.

„Da müßte ich schon seine Gründe kennen. Auch dazu gehört ja Mut, einen begangenen Irrtum einsehen und gutmachen.“

„Und wenn es kein Irrtum gewesen wäre? Nur Schlappheit, erbärmliche Feigheit! Was dann?“

„Auch dann stände mir kein Richter zu. Denn — nicht alle fassen es!“

„Glauben Sie, daß Fräulein Heltorf dieses Erleben überwinden wird?“

„Überwinden vielleicht. Aber so wie ich sie kenne, wird nie ein anderer Mann ihr Herbert Werner ersetzen können. Er wird ihr Geschick bleiben. — Ich glaube, Herr Mehren, Sie lieben ernste Probleme. Waren Sie immer so — so tiefgründig?“

Er zuckte nur die Schultern. Und sagte nach einer stummen Weile: „Ob es wahr ist, daß Menschen, die auf dem ruhelosen Meere geboren sind, immer heimatlos bleiben? Meine Eltern waren es, und ihrem Waisenknaben wird es auch Verhängnis bleiben.“

Maria fühlte die Tragik in seinen Worten und in seinem Leben. Sie hatte Fest und Gesellschaft vergessen. Ein heftiges Verlangen überkam sie, ihm zu sagen: „Fühlst du nicht, daß du nicht mehr heimatlos bist? Und nicht mehr allein?“

Sie seuzte und schwieg.

„Glückliche Menschen, die nie die Sonne auf der einsamen Alp sahen! Und nicht das Heimweh in den Tälern kennen! Ruhelos da oben, ruhelos hier unten . . .“ murmelte er abwesend und sah sie mit fremdem Blicke an. Und konnte doch das Auge nicht von ihrer lieblichen Schönheit lassen.

Sie fühlte ein Zittern und unbestimmtes Bangen, daß seine Seele, die kaum die ihre berührt, ihr entgleiten wolle. Das unsterbliche Wort des großen Gottsuchers von Karthago ging ihr durch die Seele: „Unruhig ist unser Herz, bis . . .“ Sie hatte es ja selbst schon in ihrem jungen

Leben empfunden. Bis das Große, Ungewöhnliche in ihr Leben getreten — bis er gekommen war.

Ob auch er . . . ? Sie vermochte den Gedanken nicht auszudenken. Er war so ganz anders als tausend andere . . .

Er blätterte in einem Kunstalbum, ohne von einem Bilde Notiz zu nehmen. Bis er plötzlich gefesselt ein Blatt in die Hand nahm und mit dunklem Blicke festhielt.

Maria trat näher. „Jesus und der reiche Jüngling.“ Sie sah seine Ergriffenheit, und eine jähe Ahnung stieg in ihr auf, eine Angst, die ihr alles Blut zum Herzen trieb.

„Warum packt Sie das so?“ fragte sie hastig.

„Dieses Bild hat mich von jeher gefesselt. Ich mußte immer nachdenken, ob jener junge Mann wohl jemals wieder Ruhe — und Frieden — und Glück gefunden hat. Ich glaube es nicht.“

„Das habe ich früher auch gedacht. Ich habe den Jüngling eigentlich nicht begreifen können.“

„Und jetzt?“

Sie beugte sich tief über das Bild, das er hingelegt hatte, damit er die jähe Glut, die ihr bis in die Stirn stieg, nicht sehe. Sie fühlte, es war eine Schicksalsfrage.

„Jetzt?“ sagte sie endlich zögernd. „Jetzt muß ich viel an die liebliche Elisabeth von Thüringen denken. Es ist ein anderes Ideal, das sie verwirklichte, aber ist es nicht auch einer vollen Kraft und Liebe wert?“

Er sah sie voll Bewunderung an. Seine ganze Seele lag in diesem Blick, daß sie die Augen niederschlug. Dann aber wandte er sich ab, über sein Gesicht ging ein strenger, abwehrender Zug, ein Strafen durch seinen Körper. Er sah sie noch einmal an mit dunklem Blicke und sagte unermittelt: „Lassen Sie uns zu den anderen gehen!“

Sie erschraf vor dem Tone in seiner Stimme. Ein Schauer ging ihr frierend durch Herz und Mark. Sie fühlte den strengen Griff des Schicksals.

Schweigend gingen sie zur Gesellschaft zurück.

Elfriede Steiner sah ihren Ferdinand verstohlen an, hielt die Spielkarten vor den Mund und wispelte: „Ist das aber ernst zugegangen. Das stimmt noch nicht. Schade! Ich dachte, es hätte noch Champagner gegeben!“

„Still! Weißt du was, ich gewinne meine Wette. Und dann gib's Champagner, aber auf dein Konto“, raunte Berthold.

Es war, als es gegen Mitternacht ging, als fröhen Humor- und Scherz- und Witzteufelchen aus allen Ritzen. Ferdinand Berthold war ein Genie im Fabri-

zieren ergötzlichster Gesellschaftsspiele, und auch Mehren und Maria Birchholt wurden in die allgemeine Frohstimmung hineingezogen.

„Hierher, Herr Kollege!“ rief Berthold übermütig. „Nun machen Sie doch nicht so ein verboten gottselig Gesicht! Noch sind die Tage der Rosen! Da!“ Lachend griff er eine rote Rose aus der Kristallvase und warf sie Mehren ins Gesicht.

Der griff sie auf und reichte sie mit einer Verbeugung Maria, die sie schweigend in den Gürtel steckte. Das leuchtende Warm der Rose kontrastierte scharf mit der Blässe ihres Gesichtes. Sie beteiligte sich an den munteren Spielen, blieb aber bis zum Ende still und ernst. Manch prüfender Blick traf sie aus des Vaters und Tante Elisabeths Augen. Dann senkte sie hastig den Blick und bemühte sich, froh zu sein.

Mehr als je wurde ihr Rudolf Mehren ein Rätsel. Er schien das ernste Gespräch von vorhin vergessen zu haben. Seine Laune wurde immer prickelnder. Mit seinem geistprühenden Humor wurde er schließlich der Mittelpunkt des kleinen Zirkels. Es war, als triebe ein Heer verschmitzter Lustgeisterchen hinter der hohen, sonst immer grüblerisch-ernsten Stirn sein fröhliches Wesen und wisperte ihm immer neue Witze und heitere Aneddoten zu.

Als er bei einem Pfänderspiel gar dazu verurteilt wurde, mit Ruth Helstorff „Ringelreihe“ zu spielen, da war er es, der ihre entschiedene Abwehr schließlich überwand und endlich die ganze Gesellschaft zur Beteiligung diktierte.

Aber Maria Birchholts Gesicht ging ein trauriger Zug. Sie mochte sich von dem harmlosen Spiel nicht ausschließen. Als alle lustig auf ihre Plätze zurückkehrten, streifte sie Mehren mit einem flüchtigen Blicke und erschraf vor dem unheimlichen Düstern, das wie ein jähes Wetterleuchten über sein Gesicht sackelte. Keiner sonst hatte es gesehen. Im nächsten Augenblicke, als Herbholz ihn kollegial beim Arme nahm, war er wieder der alte.

Maria sehnte das Ende des Festes herbei. Längst hatte sie es auch Ruth angemerkt, wie sie sich beherrschte, um bis zum Ende froh zu scheinen.

Architekt Herbholz war den ganzen Abend ziemlich still gewesen. Er verehrte Maria Birchholt von der Zeit an, da sie noch in langen Böpfen Tennis mit ihm spielte. Sie hatte auf sein beharrliches Werben immer nur ein lächelndes: „Ritter, treue Schwesterliebe . . .“ gehabt, hatte ihn geneckt und ihm tausendfachen Schabernack gespielt wie einem guten großen Bruder. Hatte ihn ausgelacht, wenn er ihr verzweifelt erklärte, außer Landes

oder gar ins Wasser gehen zu wollen. Dabei war's geblieben. Daß das geliebte Mädchen seit Mehrens Austausch in Nürnberg so verändert war, packte ihn mit grimmiger Schärfe. Er hatte in Marias Eigenart Klostergedanken vermutet und sich als Rivalen nur den Herrgott selber denken können, dem er sie ehrlich gönnte. Aber nun —! Doch er war ein viel zu ehrlicher Charakter, um Mehren gram zu sein. „Persönliches Pech!“ tröstete er sich. „Bin eben nicht zum Herzenbrecher geboren!“

Gegenüber fiel der Name „Raueneck“. — Die Rauenecks waren ein altes Grafengeschlecht, dessen Stammburg in Süddeutschland lag. Der alte Graf und seine junge Enkelin Ija Maria waren die Letzten des alten Stammes.

Herbholz horchte auf.

„Wisset ihr, wer mir heute morgen begegnete? Die Komtesse!“ kam Tante Elisabeth mit einer Sensation.

„A—ah!“ Duzendfaches Staunen. „Ist's doch nur eine Marotte gewesen? Und das verwöhnte Kind kehrt zu den Fleischtopfen Rauenecks zurück?“

„Verstehe ich vollkommen,“ warf Berthold ein.

„Für ein solches Glückskind blühen auch andere Rosen!“ meinte Elfriede im Vollgefühl bräutlichen Glückes.

„Alle vergaloppiert! Als Schwester . . . nun, wie heißt sie doch gleich? —“

„Schwester Melitis!“ kam Maria zu Hilfe.

„Also als wirkliche und wahrhaftige Klosterschwester, in Schleier und Kutulle, sah ich sie den Schloßberg hinaufsteigen, so einfach und selbstverständlich, als wäre sie in einer Kötterstube und nicht auf einem Grafenschloße geboren. Der alte Graf soll in schlechten Hefen stecken, und es wird gemunkelt, daß er die Komtesse zurückgerufen habe. Sie will ihn pflegen, hörte ich vom Verwalter.“

„Dann wird er es aber mit der Loge verdorben haben,“ meinte Birkholt.

„Campalla, seinen schwarzen Freund, hat er auch heimgeschickt, wie ich von meinem Kompagnon hörte. Er war sein böser Genius. Gottlob! Eine Schande wär's gewesen, der Letzte des alten, glaubenstreuen Geschlechtes ein Kirchenfeind oder Schlimmeres.“

„Wie aber kam die Komtesse dazu, den Schleier zu nehmen?“ fragt Berthold erstaunt. „Vergleichen geht über meinen Horizont.“

„Wie manches.“ Tante Elisabeth warf ihm einen mißbilligenden Blick zu. „Wie kam unser Herr aus dem Himmel auf die Erde? Und der Erbprinz Gonzaga vom Grafenschloße in die Jesuitenstube? Wer es fassen kann, der fasse es. Und wer es

nicht kann, der lasse es. Ich bewundere es.“

„Ich meine, in unserer Zeit täte eine aktive Mitarbeit am Menschheitswohl vor allem not. Solche Orden zum Beispiel, in denen nur gebetet und gefastet und gewacht wird —!“ Berthold zuckte die Schultern.

„Ferdinand, ich glaube, an solchen Problemen rennen wir Alltagsmenschen uns die Köpfe ein,“ widersprach Birkholt. „Eines nur: Warum schickte der Herrgott den betenden Moses nicht vom Berge ins Tal, dem schwer kämpfenden Josue zu helfen? Warum neigte er den Sieg stets auf die Seite der Feinde, sobald seine erhobenen Arme sinken wollten? Wer hatte wohl nachher mehr für den Sieg getan, der kämpfende Josue oder der betende Moses —? Lassen wir unsere Väter und Väter in ihren Zellen, und um das große Weltschlachtfeld wird es gut stehen. Der dunkle Erdteil mit seinen dunklen Menschen und Seelen weiß von Siegen zu erzählen, die wir in unsern behaglichen Sphären nicht einmal ahnen.“

„Mag sein. Im übrigen, meine ich, sind die Klosterkandidaten doch meist solche, denen unsere schöne Welt hier draußen irgendeinen Streich gespielt oder doch kein schönes Gesicht gemacht hat, und die dann ihren Kummer und Groll in die Zelle tragen.“

Rudolf Mehren hatte bis jetzt schweigend dageessen. Nun flammte es in seinem Auge auf. Mit festem Blick sah er den Sprecher an.

„Da muß ich entschieden widersprechen, Herr Kollege. Glauben Sie, daß es Menschen, viele junge Menschen gibt, die der Welt Lebewohl sagen, ob diese auch tausend Sonnen aufzieht, und die eine ganze, unbrauchte Kraft und Liebe in die Zelle tragen? Ich weiß es.“

Er sah Ruth Heltorf an, und sie sah, daß es in seinem Gesicht zuckte.

„Unbegreiflich!“ beharrte Berthold.

„Herr Mehren hat recht,“ fiel Tante Elisabeth lebhaft ein, und Birkholt nickte Beifall:

„Warum sollte der König da oben nicht auch seine Leibgarde haben, an die sein Ruf ergeht, und die seine Interessen vertritt?“

„Da ist unser guter seliger Onkel Meinrad mit seinen vierzig Missionsjahren aber sicher Feldmarschall oder so was Ähnliches gewesen,“ lachte Ferdinand.

„Ob es da auch Fahnenflüchtige gibt?“ meinte die alte schweigame Professorin Merten, eine Kusine Birkholts.

„Ja, — es gibt auch — Fahnenflüchtige,“ sagte langsam Rudolf Mehren. Jedes Wort war, als käme es aus einer

dumpfen Tiefe und fiel zurück in einen Abgrund.

„Kinder, laßt heute die ernstesten Gespräche,“ fiel Birkholt dazwischen. „Die ganze Gesellschaft fängt an, ganz übernatürlich auszusehen.“

Er hatte den schweren Ernst in Mehrens Gesicht gesehen und wollte um jeden Preis die alte Lustigkeit wieder herstellen. Aber es wollte nicht mehr gelingen. Die Unterhaltung schleppte sich hin.

Als Mehren Abschied nahm, hielt er länger als gewöhnlich Marias Hand und sah sie an mit dunklem, unbeschreiblichem Blick.

Ohne ein Wort ging er.

Maria packte ein Schwindel. Müde griff sie nach Ruths Hand, wich aber ihrem Blicke aus. „Laß uns gleich zur Ruhe gehen, Ruth. Ich glaube, — wir sind alle müde.“

Ruth drückte ihre Hand in tiefem Verstehen. „Auch du, Maria?“ wollte es über ihre Lippen. Aber sie wußte es selbst, die beste Trösterin in solchem Weh ist immer die Einsamkeit. —

Am andern Tage nahm Ruth Abschied. Sie dachte der beiden einsamen Menschen am See. Es war zu keiner Aussprache zwischen den Freundinnen gekommen. Jede wußte von der andern, daß sie einen heiligen Schmerz im Herzen trug. Dieses Wissen gab ihrer Freundschaft eine ernste Weihe.

Maria weinte, als Ruth von ihr ging. „Ruth, vergiß nicht auch du mich!“ sprach sie leise, als Ruth ihr aus dem Abteil noch einmal die Hand reichte.

Allein ging sie durch die einsamen Wege des Stadtparkes heim. Zu ihren Füßen fielen die ersten welken Blätter. „Es ist Herbst!“ dachte sie müde. „Ade, Lenz! Sommer, ade!“

Als sie heimkam, rief der Vater sie zu sich. Er hielt eine Briefkarte in der Hand und war sehr ernst. Tante Elisabeth erhob sich aus einem Sessel, streifte Maria mit einem sorgenden Blick und ging hinaus.

Fragend sah Maria den Vater an. Der räusperte sich verlegen und trat zum Schreibtisch.

„Elfriede war eben hier. Sie wollte dich abholen zum Tee bei Wiensfelds,“ begann er endlich und mühte sich, gleichmütig zu sein.

„Ich hatte Elfriede aber schon gestern gesagt, daß ich nicht mittönnte, weil Ruth noch hier sei,“ entgegnete sie, verwundert, daß der Vater sie um solch eine Angelegenheit rufen ließ.

„Und dann — da schreibt mir Architekt Mehren eben, daß er wohl auf unbestimmte Zeit verreisen würde. Er habe die Sache lange mit sich herumgetragen

und sei erst heute zu einem festen Entschlusse gekommen. Er bittet mich, dir einliegendes offene Schreiben zu übergeben.“

Birkholt nahm einen kleinen Umschlag vom Schreibtisch und reichte ihn Maria, die, noch bleicher als vorher, an der Ecke des Schreibtisches lehnte.

„Selbstverständlich nahm ich von dem Schreiben keine Einsicht, und ich überlasse es ganz dir, mein Kind, den Inhalt als dein ausschließlich Eigenes zu behalten. Nur, Maria,“ — er trat auf sie zu, legte die Rechte auf ihre Schulter und sah sie in tiefer Vatersorge an, — „behalte Vertrauen zu deinem Vater.“

Maria stieg es heiß bis zum Halse. Ein heftiges Verlangen packte sie, die Arme um des Vaters Hals zu legen und Schutz zu suchen vor dem Schweren, das — sie fühlte es — über ihr Leben sinken wollte. Aber sie bezwang sich. Was kommen mußte, würde sie allein auskämpfen müssen. Mit äußerster Willenskraft schluckte sie das Bangen hinunter, nahm den Brief und reichte dem Vater die Hand.

„Darf ich hinaufgehen, Vater? Und willst du mich bei Tante und Ferdinand, wenn er kommen sollte, entschuldigen? Ich bin sehr müde.“

Birkholt strich ihr leise über die Wange, um ihr etwas Liebes zu tun. „Geh nur, mein Kind. Gott sei mit dir!“

Lange hielt Maria auf ihrem Zimmer den Brief in der Hand. Und wagte doch nicht, ihn zu lesen. Kam nun das große Leid, das Menschenleben aus den Fugen werfen, das lachendes Lenzglück in graue Herbsttrauer wandeln kann? Immer standen Ruth Heltorfs traurige Augen vor ihr. Wäre sie doch jetzt bei ihr! Doch nein, nein. Der Schmerz trifft sie allein. Sie wird ihn auch allein besiegen müssen. „Trotz allem Freundeswort und Mitgeföhlsgebärden — bleibt jeder tiefe Schmerz ein Eremit auf Erden!“ ging ihr das Wort eines großen Seelenforschers durch den Sinn.

Sie zog ein schmales Blatt aus der Briefhülle und las:

Mein verehrtes Fräulein!

Sie fühlen es selbst, daß Sie ein Anrecht auf diese Mitteilung haben. Erinnern Sie sich des Bildes, das wir gestern zusammen betrachteten? Und unseres Gespräches? Ich wiederhole es heute mit allem Nachdruck: Nie wird jener Jüngling, der der Einladung eines großen Herrn nicht folgte, rechten Frieden gefunden haben, er konnte es nicht. Soll sein Geschick nicht das meine werden, so muß ich gehen. Der himmlische König ruft den Fahnenflüchtigen zu seiner Armee zurück. Daß er sie verließ, darum wollen Sie ihn nicht verachten. Ich habe das

Vertrauen, daß Ihre Seele der meinigen vor unserem Gott gedenken wird, damit der Sohn des ruhelosen Meeres endlich eine Heimstatt finde. Darf ich Ihnen noch sagen, daß die wertvollen Stunden geistiger Anregung und seelischen Ausruhens in Ihrem Hause mir den Weg dahin gezeigt haben und mir immer unvergeßlich bleiben werden? Unser aller Leben und Zukunft steht in der Hand des großen Lebenslenkers über den Sternen. In seinen Zelten werden alle Seelen und ihre Geschicke einmal in großer Harmonie wieder vereint, und jeder Verzicht wird zur großen Erfüllung werden.

In dieser Zuversicht empfiehlt sich Ihnen
Ihr immer ergebener
Rudolf Mehren.

Der Brief fiel Maria in den Schoß. Still saß sie an ihrem Fensterplatz, still und klaglos unter der Hand des Geschickes, das mit strenger Schnitterhand ihres jungen Lebens knospende Blüten dahinnähete.

Im glutroten Westen sank die Sonne still in eine fremde Unendlichkeit, schied, um ihr Licht in andere, dunkle Reiche zu tragen, und ließ sie in der Nacht.

Sie schaute ihr nach, bis die Abendglut langsam verblutete und die Dämmerung ihre müden Schleier über Land und Menschen legte. Sie merkte es kaum, wie Träne um Träne über ihre Wangen rieselte. Sie fühlte, da brachen im tiefsten Seelengrunde Quellen auf, die sie selbst bisher kaum gefannt, und drängten nach Befreiung. Diese erlösende Flut wurde ihr zur milden Trösterin, Erlöserin.

Es war schon lange dunkel, als Maria um sich schaute und sich auf das, was gesehen war, besann. Sie atmete tief auf, strich mit der Hand über die Stirn und stand auf. Am offenen Fenster ließ sie das heiße Gesicht von der Abendluft fühlen. Aus den Fenstern eines hohen alten Hauses, einen Steinwurf weit, schimmerte ein rötliches Licht. Maria ging nie zur Ruhe, ohne einen Gruß hinüberzusenden. Lange sah sie wie gebannt hinüber. Und griff dann in plötzlichem Entschluß zu Hut und Mantel. Geräuschlos huschte sie die Treppe hinab und zur Haustür hinaus.

Die Kapelle der Dominikanerinnen war noch offen, als Maria eintrat und sich ein stilles Plätzchen in einer Seitennische suchte. Hier und da ging eine Nonne lautlos von einer Kreuzwegstation zur andern. Der Rektor des Hauses kniete in seinem Chorstuhl und betete die Komplet.

Zu beten war Maria Birkholt nicht gekommen. Regungslos saß sie in ihrer Bank und sah in das zitternde Licht der ewigen Lampe. Ein heftiges Verlangen kam über sie nach seinem Lohse. So verglücken zu dürfen, wunschlos, leidlos, hier sich eine Hütte bauen, wie jene Nonne mit dem stillen Gesicht, die eben zum Altare ging und die ewige Lampe nachfüllte, den weißen Rosen auf dem Hochaltar neues Wasser gab, hier und da ein Stäubchen wegstrich und so den Geliebten bräutlich umsorgte.

Nun verschwand sie durch die Klausurtüre, und eine andere Nonne kam, um zu schließen. Maria stand auf und ging dem Ausgange zu. Sie hatte das Gefühl, als ginge sie in die Fremde. Frierend zog sie den Mantel um sich.

Aus dem Familienzimmer kamen noch die halben Laute abendlicher Unterhaltung. Maria lauschte einen Augenblick. Ferdinand war noch da. Und wie ihr schien, auch sein Kollege Herbholz. Ob der schon um Mehrens Abreise wußte und — neue Hoffnungen hegte?

Lautlos huschte sie die Treppe hinauf und erreichte, ohne gesehen zu werden, ihr Zimmer. Dort zündete sie ihre rotbeschirmte Stehlampe an und legte sich auf ihr Ruhebett. Aber das warme Rot tat ihr weh, und sie löschte das Licht. Durch die geschlossenen Vorhänge drang nur hier und dort ein schwacher Lichtschein in die Kammer, huschte über die alten, liebvertrauten Gegenstände und legte sich gütig auf ihr Gesicht.

Wieder wollten ihr die Tränen in die Augen kommen. Ob so ihr Leben bleiben würde? Ein paar arme Mondstrahlen —? Und noch gestern hatte sie verlangend nach einer ganzen Sonne gegriffen.

Aber sie war in der friedvollen Nähe der ewigen Liebe und des ewigen Lichtes ruhiger geworden. —

Als der Morgen herbstwarm ins kleine Mädchenzimmer auf der Königstraße leuchtete, da grüßte er ein friedlich schlafendes Menschenkind, das in den gütigen Mutterarmen der Nacht ein Weilchen Vergessen gefunden hatte.

Maria rieb sich die Augen und sah fremd um sich. Das große Erleben des vorigen Tages wollte wieder wie feindliches Düstern auf ihr Gemüt sinken. Aber sie wehrte es ab, fühlte Gesicht und Augen, kleidete sich eilig um und ging zur Klosterkapelle hinüber, wo die Sakristanin eben zur Messe läutete.

(Fortsetzung folgt).